

ROBERT BRACK

Tolonen Trilogie

Schwere
Kaliber

PENDRAGON 

KRIMI bei Pendragon

Robert Brack · Schwere Kaliber



A Faint Cold Fear Thrills Through My Veins
William Shakespeare

Robert Brack

Schwere
Kaliber

PENDRAGON

Robert Brack, Jahrgang 1959, lebt als freier Autor, Übersetzer und Journalist in Hamburg. Dieser Roman ist der zweite Teil der Trilogie um den Reporter Tolonen, der mit seinem Freund Kreissberg bei dem Versuch, mit seriösem Journalismus sein Geld zu verdienen, immer wieder in brisante Kriminalfälle verwickelt wird. Die Tolonen-Trilogie besteht aus folgenden Bänden: „*Rechnung mit einer Unbekannten*“, „*Schwere Kaliber*“ und „*Psychofieber*“.

Pendragon Verlag
gegründet 1981
www.pendragon.de

Originalausgabe
Veröffentlicht im Pendragon Verlag
Günther Butkus, Bielefeld 2016
© by Pendragon Verlag Bielefeld 2016
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Anja Schwarz, Lena Richters
Umschlag und Herstellung: Uta Zeißler, Bielefeld
Umschlagfoto: mat / Shotshop.com
Satz: Pendragon Verlag auf Macintosh
Gesetzt aus der Adobe Garamond
ISBN 978-3-86532-537-2

eBook-Herstellung und Auslieferung:
readbox publishing, Dortmund

www.readbox.net

Die Hauptpersonen

Weder Terrorbanden, Privatdetektive, noch Beziehungsprobleme können den Journalisten **Tolonen** davon abhalten, einer heißen Story nachzujagen. Sein unverbesserlicher Kollege **Kreissberg** hält sich derweil lieber an Whiskyflaschen und Frauenröcken fest. Dies alles dokumentiert eifrig und überaus dilettantisch **Edgar Fahser**, seines Zeichens Privatdetektiv. Vom urdeutschen Sinn für Recht und Ordnung unbeeindruckt, befördert eine Terrorbande den Waffenschieber **Stanley Damerius** ins Jenseits. Ebenfalls unbeeindruckt bleibt danach die Witwe namens **Uta**. Frauen haben die Männer ja sowieso besser im Griff, das ist hinlänglich bekannt und wird besonders eindrucksvoll von der blonden Griechin **Zoe** und der Schauspielerin **Hanna** unter Beweis gestellt. Der Wissenschaftler **Ingmar Ricksch**, von Freunden auch kameradschaftlich **INRI** genannt, kennt auf die schleichende Emanzipation nur massive Prügel als Antwort. Solch überaus altertümliche Mittel zur Durchsetzung privater Interessen verabscheuen in alphabetischer Reihenfolge: **Konrad Abel**, ein zwielichtiger Geschäftsmann; **Djuradj Brankovic**, ein serbischer Kryptofaschist und **Christian von Ossendorf**, Agent im Dienst der Landesverteidigung.

Das Opfer des Mordversuchs, der für einige Sekunden die Medienwelt erschüttern sollte, saß vor der Sendung selbstbewusst neben mir in einem Schminksessel und ließ sich mit braunem Puder betupfen.

Ich hatte ihn bereits im Aufzug kennengelernt, wo er, begleitet von seinem Chauffeur, lässig in der Ecke stand, als wir nach oben fuhren. Weder er noch ich wussten das richtige Stockwerk, aber für solche Kleinigkeiten haben manche Leute eben Chauffeure, die das Terrain für ihre Arbeitgeber sondieren. Der Chauffeur trug einen schlichten anthrazitfarbenen Anzug und einen Schirm in der Hand. Mit dem hatte er seinen Chef wenige Minuten vorher vor dem Regen bewahrt. Da ich weder Chauffeur noch Schirm mitgebracht hatte, war ich nass geworden. Wir schwiegen im Aufzug. Zwar ahnte ich, wen ich vor mir hatte, mein Gegenüber konnte mich jedoch offenbar nicht einordnen. Da ich möglicherweise irgendein dahergelaufener Handlanger sein konnte, hüllte sich mein Gegenüber in Schweigen. Das Schweigen passte sehr gut zu seinem erdfarbenen Zweireiher, dessen breite Revers ungeheuer amerikanisch wirkten. Es gibt Menschen, die können gar nichts anderes tragen als Zweireiher. Zu denen gehörte zweifellos mein großes, schlankes und steifes Gegenüber. Es gibt andere, die in jedem Zweireiher aussehen wie eine Vogelscheuche. Zu denen gehöre ich. Aus diesem Grund trug ich einen knittrigen Leinenanzug, der auf alle Fälle leger wirkte. Trotzdem fühlte ich mich wie in einer Zwangsjacke mit erweitertem Bewegungsspielraum. Leider musste ich mit diesem Gefühl in der letzten Zeit des Öfteren kämpfen, genauer gesagt seit dem Zeitpunkt, an dem meine Freundin begonnen hatte, sich um mein Äußeres zu sorgen.

Mangels Kommunikation hatte ich im Aufzug Zeit, seine Füße kennenzulernen. Sie steckten in weichen Halbschuhen, die mindestens zehnmal so alt aussahen wie der Anzug. Ich staune immer wieder über die Sorglosigkeit, mit der manche Leute ihr Schuhwerk aussuchen. Dabei sind die Schuhe beinahe das Wichtigste, wenn man beeindruckt werden will. Das hätte ein Mann seines Formats eigentlich wissen müssen. Ich hatte in weiser Voraussicht die guten englischen angezogen, die Hanna mir mit der strikten Auflage

geschenkt hatte, sie niemals zu Cordhosen zu tragen. Es war übrigens auch das einzige Paar in Braun. Im Allgemeinen hatte sie mich nämlich dazu verpflichtet, schwarzes Schuhwerk zu tragen. Aus welchem Grund, ist mir bis heute noch nicht klargeworden.

Die junge Dame am Empfang schätzte das soziale Gefälle zwischen mir und dem anderen Talk-Show-Gast richtig ein und huschte davon, nachdem sie ihn süß lächelnd begrüßt und mich ignoriert hatte. Der noble Herr beauftragte seinen Chauffeur, den teuren Jaguar zu bewachen, und verschränkte nervös die Hände hinter dem Rücken. Ich blickte ihn erwartungsvoll an.

Und dann, nachdem er zwei Minuten an meinem rechten Ohr vorbeigeblinzelt hatte – er musste ziemlich oft blinzeln, was sehr gut zu seiner langen, dünnen und leicht nach vorn gebeugten Statur passte – also nach zirka zwei Minuten bemerkte er mich.

Mit einer linkischen Bewegung hielt er mir seine große rechte Hand hin und sagte mit einer sehr tiefen Stimme: „Damerius. Sind Sie auch zur Show geladen?“

„Angenehm, Tolonen“, sagte ich, und meine Hand verschwand in der seinen. „Ja, ich werde mich auch an der Diskussion beteiligen.“

„Ich hoffe nicht, dass wir als Kontrahenten auftreten?“ Damerius zauberte für eine Sekunde ein charmantes, jugenhaftes Lächeln in sein Gesicht, das danach aber wieder zu einer undurchdringlichen Maske der Zurückhaltung versteinerte.

„Ich bin nicht eingeladen worden, um jemanden zu provozieren. Oder sehe ich Ihrer Meinung nach so aus?“

Damerius rieb sich unschlüssig die großen Hände und blickte auf die Uhr über der gläsernen Eingangstür. „Och“, sagte er zögernd, „ich denke, wir werden uns schon arrangieren.“

Dann kam die junge Dame wieder zurück und lächelte so gewinnend, dass sogar Damerius' Mundwinkel vor Freude kurz zuckten.

„Herr Damerius? Kommen Sie bitte mit mir?“

Der hanseatische Gentleman ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie verließen den Raum durch eine quietschende Stahltür mit gläsernem Bullauge. Ich setzte mich auf das fleckige rosa Besuchersofa und fragte mich, ob ich all das hier vielleicht nur träumte.

Die quietschende Tür öffnete sich ein weiteres Mal, und ein junger Mann in grauen Jeans und einem noch graueren Flanellhemd betrat den Raum. Er blickte sehr lange suchend um sich und schien enttäuscht zu sein, nur mich entdecken zu können.

„Wer sind Sie denn?“, fragte er unschlüssig.

„Mein Name ist Tolonen.“

Er blickte zur hellrosa Decke und versuchte, den Namen irgendwo einzuordnen.

„Tolonen?“

„Richtig.“

Sein Daumen wanderte über die rechte Schulter und deutete dahin, wo ich das Sendestudio vermutete: „Sind Sie zur Talk-Show eingeladen?“

„Deshalb bin ich hier.“

Er marschierte zum halbrunden Pult, hinter dem sich die verwaiste Telefonzentrale mit ihren vielen Knöpfchen und bunten Lichtern befand. Dann blätterte er in einem Notizblock.

„T-U-L-L-O-N-E-N, sind Sie das?“

„Wenn Sie aus dem U ein O machen und ein L wegstreichen, schon.“

Er strich weder das U noch das L weg, aber er sah auf die Uhr. „Wir müssen uns beeilen, Sie sind spät dran.“

„Ich sitze hier schon die ganze Zeit herum.“

„Ja, also, ich gehe dann mal vor.“

Wir liefen einen endlosen Gang entlang, gingen um ein, zwei Ecken, eine Treppe runter, eine andere wieder hinauf. Kurz bevor wir die Maske erreichten, fragte er: „Sie sind doch der von der Kripo?“

„Nein.“

„Hm.“

„Ich bin der, der das Buch geschrieben hat.“

„Naja.“

Dann setzte ich mich in den Sessel neben Damerius, dem eine schwächlige Mittvierzigerin mit einem Schwamm im Gesicht herumtupfte. Er hatte die Augen geschlossen. Die Frau lächelte mich indirekt durch den Spiegel an und versprach mit freundlicher Stimme: „Gleich mache ich Sie fertig.“

Ich nickte, lehnte mich zurück und fühlte eine unbegründete Nervosität in mir wachsen.

Nachdem sein Make-up abgeschlossen war und er sich ein Stäubchen Puder vom Zweireiher gewischt hatte, drehte sich Damerius zu mir um.

„Herr Tolonen?“

Ich nickte aufmunternd.

„Ihren Namen habe ich, glaube ich, noch nie gehört.“

„Ich bin nicht sonderlich berühmt.“

„Werden wir zum gleichen Thema befragt?“

„Wirtschaftskriminalität im Allgemeinen, Waffenhandel und Technologie-Spionage im Besonderen.“

Damerius nickte: „Dann sind Sie wohl von der Kripo?“

Die schwächliche Mittvierzigerin begann behutsam mit ihrem Schwamm in meinem Gesicht herumzutupfen.

„Nein, ich hab ein Buch geschrieben.“

„Zum Thema?“

„Rüstungs-Hightech, Geheimnisverrat und so weiter.“

„Dann sind Sie ein Experte in solchen Dingen?“

„Ich bin vor kurzem in eine ziemlich abenteuerliche Geschichte hineingerutscht, eher aus Versehen.“

„In solche Geschichten rutscht man immer aus Versehen. Was war das für eine Geschichte?“

„Der Alpatron-ATX-Skandal.“

„Ich erinnere mich“, sagte er nachdenklich. „War Ihr Buch nicht auf der Bestsellerliste?“

„Eine Woche lang, nachdem der Verlag die Buchhändler gezwungen hatte, den Titel gleich palettenweise zu ordern. Gekauft hat es dann kaum jemand.“

„Aber den Vorschuss haben Sie in der Tasche?“

„Zum Glück, ja.“

Er nickte befriedigt, und ich musste die Augen schließen, um sie vor dem Schwamm zu retten.

„Welche Theorie vertreten Sie denn?“ fragte Damerius.

„Gar keine, ich halte mich an die Tatsachen.“

„Werden wir uns über meine Geschäftspraktiken streiten?“

„Vielleicht.“

„Sind Sie ein Moralist?“

„Das sind wir doch alle, oder etwa nicht?“

Ich konnte meine Augen wieder öffnen, da nun meine Ohren an der Reihe waren. Ich wusste nicht, dass sie die Ohren auch schminken. Es war ja mein erster Fernsehauftritt. Sollte ich rote Ohren bekommen, würden das die Zuschauer nicht bemerken. Möglicherweise geschah das Schminken der Ohren aus rein psychologischen Erwägungen. Kann natürlich auch sein, dass der eifrigen Mittvierzigerin meine Ohren einfach gefallen haben.

Damerius erhob sich aus seinem Sessel: „Wer wird das Palaver eigentlich moderieren?“

„Ich vermute, der Kampmeier.“

„Oha, der Klassenkämpfer.“

„Haben Sie Angst vor ihm?“

„Nur vor seiner Profilneurose. Aber der ist immer noch besser als diese Glucke – wie heißt sie gleich noch?“

„Keine Ahnung, wen Sie meinen.“

„Diese Patriarchin, vor der sie alle kuschen. Die hat Zöpfe auf den Zähnen.“

„Mir scheint, Sie fürchten das Schlimmste.“

„Es gab einige widerliche Presseberichte über meine Firma.“

„In welcher Branche sind Sie denn?“

„Import-Export, Maschinen.“ Er setzte eine Unschuldsmiene auf.

„Rüstungsgüter?“

„Ach was, bestenfalls indirekt. Und was ist schon dabei.“

„Solange Sie die Gesetze beachten, gar nichts.“

„Eben.“

Der junge Mann in Grau trat ein und blickte schüchtern zu Damerius: „Wir können jetzt, wenn Sie soweit sind.“

Damerius nickte.

Der junge Mann ließ seinen Blick über mich schweifen: „Ich hol Sie dann auch gleich.“

Ich blickte in den Spiegel und stellte fest, dass ich mindestens drei Wochen Bräunungsstudio hinter mir haben musste. Meine Haare schienen an der

Kopfhaut festgeklebt zu sein. Ich fuhr mit den Händen durch und erntete einen missbilligenden Blick aus dem Spiegel.

„Das sieht nicht gut aus!“

„Es sieht nie gut aus. Immer nur bei den anderen.“

„Aber hören Sie mal ...“ Sie zauberte ein Lächeln aus ihrer Nostalgiekiste.

„Ich bin hässlicher als der Glöckner von Notre-Dame.“

„Charles Laughton oder Anthony Quinn?“

„Laughton natürlich ...“ Man achtet ja auf Qualität.

„Kommen Sie jetzt bitte?“

Der junge Mann stand ungeduldig in der Tür. „Wir müssen Ihnen noch das Mikro verpassen.“

Danach führten sie mich in das grelle Scheinwerferlicht des schlechtbelüfteten Studios, wo bereits eine Dixieland-Band schaurig laut spielte, und ich auf einem Stuhl Platz nehmen durfte, der dazu gebaut worden war, den Sitzenden in Verlegenheit zu bringen. Zu meiner Rechten saß eine mir unbekannte, etwa 60-jährige graumelierte Dame, links neben mir ein Politiker der Regierungspartei, den ich schon immer für einen Versager gehalten hatte. Damerius saß mir gegenüber auf der anderen Seite des ovalen Tisches und lächelte mich schief an. Er deutete mit dem Kopf nach rechts, dann nach links. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hatte er eine unangenehme Entdeckung gemacht. An den beiden Tischenden saßen der Klassenkämpfer und die Patriarchin und freuten sich darauf, dem unschuldigen Unternehmer Raub, Mord, Verrat, Betrug und womöglich gar Steuerhinterziehung anzuhängen. Das Gesicht von Damerius wurde länger, das schiefe Lächeln verschwand, und unter der Schminke knisterten die ersten Sorgenfalten. Ich nahm mir vor, ihn ebenfalls ein bisschen zu quälen. Jemand, der neben Schnellfeuerwaffen auch Handgranaten, Panzerfäuste, Panzer, ab und zu ein paar Flugzeuge sowie Raketen an die widerstreitenden Parteien in Krisengebieten verscherbelt, sollte gelegentlich ruhig mal andeutungsweise spüren, wie es ist, wenn man in einen Hinterhalt gerät. Eine ganze Weile noch quälten die Oldtime-Jazzer ihre Instrumente, währenddessen blickten sich die bereits anwesenden Gesprächsteilnehmer unschlüssig an. Links neben Damerius saß eine blonde junge Frau, die einen Rock trug, den solche Frauen immer tragen, wenn sie in Talkshows herumsitzen und ihre Knie zeigen.

Rechts neben ihr lümmelte ein Mann mit dünnen Zotteln auf dem Schädel und einem unrasierten Doppelkinn. Er trug eine Breitcordhose, um die ich ihn beneidete, und über dem Bierbauch einen Seemannspullover mit Farbflecken, die er sich zweifellos bei der letzten Wohnungsrenovierung zugezogen hatte. Das war natürlich ein alternativer Politiker. Damerius hatte seinen Stuhl instinktiv von diesem Individuum weggerückt und lehnte nahe der schönen Unbekannten zu seiner Linken. Dort saß er nun und meditierte offensichtlich über das wohlgeformte Knie seiner Nachbarin, während der Alternativpolitiker die Augen schloss und döste.

Neben mir rutschte die ältliche Dame unruhig auf ihrem Stuhl herum. Vielleicht war sie von den Grauen Panthern, überlegte ich, sah dann aber das Abzeichen des Roten Kreuzes an ihrer Kostümjacke.

Plötzlich hörte die Musik auf. Die Zuschauer klatschten begeistert und belehrten mich mal wieder eines Besseren: Man soll der Allgemeinheit nie zu viel Niveau zumuten, das macht sie nur unglücklich.

Der Klassenkämpfer namens Kampmeier, der zu seinem Designerjeansanzug eine rote Revolutionskrawatte trug, begrüßte die Gäste und die Zuschauer und begann von „all diesen Tragödien in den Katastrophengebieten“ zu sprechen, „die in der letzten Zeit die Grundfesten des Vertrauens in die Natur erschüttert haben“. Von den Launen der Natur fühlte er sich so betroffen, dass nach und nach auch sein Satzbau in Unordnung geriet. Dann übernahm die Patriarchin das Wort, und auf einem der Monitore, die hier in allen Ecken herumstanden, konnte ich ihren Namen lesen: Roswitha Weier. Sie trug eine blaue Hose, eine grellbunte Bluse mit Blümchenmuster, und so lässig, wie sie ihren kantigen Kopf auf die Hände stützte, sah sie noch legerer aus als der Alternativpolitiker. Der hatte noch immer die Augen geschlossen, und ich erwartete jeden Moment, dass er zu schnarchen anfing.

In der letzten Zeit, so lernte ich, hatte es so viele Erdbeben und Unwetterkatastrophen gegeben, dass viele Bereiche der Dritten Welt ins abgrundtiefe Elend gestürzt worden waren. Die Dame vom Roten Kreuz erklärte, wie sie in solchen Fällen zu helfen pflegten. Die junge Frau mit den schönsten Knien der Stadt entpuppte sich als Organisationstalent des Technischen Hilfswerks und versuchte den von ihrem Verein kürzlich

verursachten Skandal zu erklären: Sie hatten irgendwelchen Bewohnern der Sahelzone vor kurzem Winterkleidung und Zelte ohne Gestänge geschickt. Ein anderes Mal hatten sie vergessen, zu den elektrischen Geräten, die sie an ein Bergvolk lieferten, auch die notwendigen Stromleitungen inklusive Steckdosen zu verlegen.

Dem Roten Kreuz warf Kampmeier dann vor, in eine chinesische Provinz verseuchtes Milchpulver geliefert zu haben, woran zweifellos viele Menschen gestorben wären, wenn die Chinesen die Trockenmilch verwendet hätten. Aber die können ja bekanntlich noch nicht einmal mit normaler Milch was anfangen. Die Dame neben mir war untröstlich und erstaunt darüber, dass nicht jeder Chinese täglich einen Liter Milch zu sich nimmt, wo Milch doch so gesund ist. Die Versorgung mit tierischen Proteinen, so erklärte sie uns händeringend, sei nun schon immer ihr Hauptanliegen gewesen. Aber eben nicht das der Chinesen, stellte Kampmeier grinsend fest.

So ging das noch eine ganze Weile, und die faden Ausreden der Beteiligten wurden nur gelegentlich von einem kommentierenden Grunzer des Alternativpolitikers gestört, der manchmal die Augen aufriss und träge in die Runde blickte. Zum ersten Mal in meinem Leben war mir dieser Kerl ein wenig sympathisch.

Schließlich wurde die erste Gesprächsrunde beendet, und Kampmeier annoncierte mit einem zuversichtlichen Lächeln, dass nun die Dixieland-Band durch einen „echten Entertainer aus alten Tagen“ verstärkt würde. Das mit den alten Tagen stimmte: Der Mann hatte sich für einen Tag von seinem Job auf einem Vergnügungsdampfer losgerissen. Mit dem Mikrofon konnte er sehr gut herumschlenkern, aber leider spielten die Musiker viel zu laut. Vielleicht war das auch Glück für ihn.

Nach einem Schlagzeugsolo, das so klang, als würde irgendjemand einen Haufen Kartons zertreten, ging es weiter.

Der rote Kampmeier leitete das brisante Thema ein. Dazu brauchte er eine Weile, aber dann kam er auf den Punkt:

„Wir haben gesehen, dass man am Elend der Menschheit sehr gut verdienen kann, wenn man helfen will, es zu lindern. Dass die sogenannten Hilfsorganisationen dafür bezahlt werden, wird ja nie erwähnt, nicht wahr?“

Raunen im Publikum, verzweifelter Keuchen beim Roten Kreuz, geringschätziger Blick beim Technischen Hilfswerk.

„Ich sage das bewusst provokant“, erklärte Kampmeier, „denn man muss übertreiben, um etwas klar beurteilen zu können.“

„Ich würde sagen, Sie untertreiben“, meldete sich der Alternative zu Wort.

„Wie dem auch sei ...“, fuhr Kampmeier freudestrahlend fort, „es gibt ja nicht nur Leute, die von der Behebung des Elends profitieren, sondern auch solche, die an der Verursachung von Elend verdienen. Ist es nicht so, Herr Damerius?“

„Wie bitte?“ Das Gesicht von Damerius ähnelte jetzt zerknülltem Packpapier.

„Ich möchte Sie noch schnell vorstellen: Herr Stanley Damerius besitzt eine Import-Export-Firma und macht enorme Umsätze, indem er Rüstungsgüter bevorzugt in Krisengebiete verkauft. Korrigieren Sie mich, falls ich mich irren sollte.“

Vereinzelte Pfiffe im Publikum.

„Ein übler Profitgeier“, murmelte der Alternative und setzte sich auf seinem Stuhl in Position. Er war jetzt hellwach und grinste böse.

„Ich kann Sie gar nicht korrigieren“, sagte Damerius, „weil an dem, was Sie da sagen, einfach alles falsch ist.“

„Ist das so?“

„Allerdings. Ich exportiere kein Kriegsmaterial.“ Damerius beschlich offenbar das Gefühl, etwas Unwahres gesagt zu haben, und er stockte.

„Ja?“, munterte Kampmeier ihn auf.

„Jedenfalls schon gar nicht in Krisengebiete.“

„Kurdistan ist also kein Krisengebiet?“

„Wo liegt denn Kurdistan?“

„Zwischen Iran, Irak und der Türkei.“

„Ich kenne keine Kurden.“

„Aber doch wohl bestimmte Militärs der dortigen Staaten, die gegen die Kurden ein Pogrom nach dem anderen durchführen.“

„Militärs führen militärische Aktionen durch. Das ist ganz normal.“

„Der Skandal um Ihre Firma ist durch die Presse gegangen“, mischte sich jetzt Roswitha Weier ein. „Wir kennen das ja alle, darauf brauchen wir nicht

herumzureiten. Aber mich interessiert jetzt ganz einfach mal die menschliche Dimension ... Herr Damerius, fühlen Sie sich schuldig?“

Damerius hatte schon jetzt die Schnauze voll und mauerte: „Warum?“

„Tausende von Menschen kommen durch Ihre Waffen zu Tode, berührt Sie das nicht?“

„Massenmörder sind echt coole Typen, weiß doch jeder“, grummelte der Alternative.

Damerius breitete die Arme aus: „Das sind doch nicht meine Waffen! Was unterstellen Sie mir da?“

„Sie sind doch Waffenhändler?“, warf Kampmeier ein.

„Ich habe einen ganz normalen Beruf. Ich verstehe Ihre Vorwürfe nicht. Was ist das überhaupt für ein Ton?“

„Wir haben das mal ausgerechnet“, sagte die Weier jetzt, zog einen Zettel aus ihrer Hosentasche und setzte eine Lesebrille auf: „Wenn wir mal davon ausgehen, dass die Angaben in der Presse über ihre Lieferungen der letzten zehn Jahre stimmen, und wir das mal so überschlagen nach Effektivität und Wahrscheinlichkeit, und wenn man berücksichtigt, wie viele Leute in den entsprechenden Gebieten durch Kriegshandlungen zu Tode gekommen sind, dann dürften Sie etwa 20 000 Menschen auf dem Gewissen haben.“

Wütende Rufe aus dem Publikum: „Massenmörder!“

Damerius wurde aschfahl und begann zu zittern: „Unglaublich, das ist unerträglich, ich werde mich bei Ihrem Intendanten beschweren, verantwortungslos ist das ...“ Seine Souveränität war endgültig dahin.

„Wir sind ein Privatsender, Herr Damerius“, sagte Kampmeier. „Kann nicht mal jemand die Bullen rufen?“, meldete sich der Alternative wieder, diesmal aber laut und zum Publikum gewandt. „Wir haben hier einen Mörder unter uns.“

„Also ich finde das nicht fair“, meldete sich nun die Dame vom Roten Kreuz, „das ist nicht ...“

Sie wurde von einem Ruf aus dem Publikum unterbrochen: „Gebt ihm die Kugel!“

Damerius war kurz davor aufzustehen. Ich blickte zu der Fachfrau vom Technischen Hilfswerk. Sie saß steif auf ihrem Stuhl und hatte die Hände auf

die Knie gelegt, als wolle sie sie vor der bösen Welt schützen.

Im Publikum wurde es immer unruhiger. Einige waren aufgesprungen.

„Solidarität mit dem kämpfenden kurdischen Volk!“, brüllte jemand.

Kampmeier hob beschwichtigend die Hände: „Ich finde, wir sollten fair bleiben. Herr Damerius muss sich verteidigen dürfen.“

„Raus mit der Imperialistensau!“

„So kann man doch nicht diskutieren.“

„Ich möchte mich zu diesen Vorwürfen äußern.“

„Der Kerl gehört in den Knast.“

„Herr Damerius, Sie haben jetzt Gelegenheit, diese Vorwürfe zu entkräften ...“

„Ich finde das nicht gut, diese Intoleranz. Das erinnert mich an diese schrecklichen Zeiten.“

„Jetzt lasst den Mann doch mal reden.“

Das Technische Hilfswerk rieb sich die Knie, und ich stellte fest, dass mir ihr hilfloser Gesichtsausdruck immer besser gefiel.

Die Woge der Empörung ebhte ab.

„Ich weiß nicht, ob ich unter diesen Umständen ...“ Damerius' Hände rangen miteinander.

„Vielleicht machen wir erst einmal Musik ...“ Die Weier blickte unschlüssig zur Bühne.

In diesem Moment dröhnte ein lauter Knall durch das Studio, begleitet von dem Splittern eines Scheinwerfers. Dann wurden Stühle umgestoßen. Einige Zuschauer sprangen auf, und ein Schreckensschrei ertönte. In der Mitte der Stuhlreihen kam es zu einem Tumult. Ein paar Leute stürzten zur Seite, andere fielen zu Boden. Ein Handgemenge entwickelte sich. Offenbar hatten sich zwei Männer aufeinander gestürzt, und einige andere versuchten, sie voneinander zu trennen. Ein kleiner schwächlicher Bursche in Schwarz mit einem dunklen Vollbart rannte auf den Ausgang zu.

Jetzt erkannte ich den einen der Schläger: Es war Kreissberg.

Er hatte mir gar nicht gesagt, dass er ins Studio kommen würde. Ich sah, wie er noch immer wild auf einen viel kleineren Mann einprügelte. Kreissberg ist ziemlich groß, über 1,90 Meter, und massig wie ein fettgewordener Boxer.

Seine lederne Schirmmütze war ihm vom Kopf gefallen, und sein breiter, fast kahler Schädel glänzte im Scheinwerferlicht.

Die Studiomitarbeiter versuchten ihn zu beruhigen, aber er hieb mit den Fäusten auf sie ein.

„Verdammt, ihr Arschlöcher! Um den hier müsst ihr euch kümmern. Und um den anderen, der ist schon weg, Himmelsarsch! Was soll denn das, seid ihr bescheuert?“

Sie hatten ihn jetzt endlich mit vier Mann in den Griff bekommen. Einen solchen Tobsuchtsanfall hatte ich bei ihm noch nie erlebt.

Wahrscheinlich war er stockbetrunken. In der letzten Zeit, seitdem er seinen sicheren Job aufgegeben hatte, um sich mit mir selbständig zu machen, war er in einer ziemlich desolaten Verfassung. Eine Art Identitätskrise hatte ihn erfaßt. Und nun lief er Amok. Ich fühlte mich schuldig. Auf einmal brüllte er meinen Namen: „Tolonen! He! Kannst du die Kerle nicht mal zur Vernunft bringen? Verdammte Scheiße! Nun lasst den doch nicht auch noch laufen. Tolonen! Die wollten dich abknallen! He!“

Die Weier wandte sich mit verkniffenem Gesicht zu mir: „Ich glaube, der Herr ruft Ihren Namen. Kennen Sie ihn?“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Wenn Sie das inszeniert haben, um unsere Sendung kaputtzumachen ...“

Sie war stocksauer.

„Ich hab überhaupt nichts inszeniert.“

„Der hat Ihren Namen gerufen, ich hab es deutlich gehört.“

„Was ist denn das für ein Mensch?“, fragte die Dame vom Roten Kreuz.

Roswitha Weier wedelte mit dem Zeigefinger: „Ich mache Sie dafür verantwortlich.“

„Ich weiß gar nicht, was da los ist ...“, versuchte ich mich zu verteidigen. Ich blickte wieder hinüber und sah, wie Kreissberg sich losriss und über die umgestürzten Stuhlreihen in Richtung Ausgang rannte.

Der Alternative sah ihm hinterher und grinste: „Ist das ein Freund von Ihnen?“

Ich sah Kreissberg durch die Tür verschwinden und nickte: „Ein Kollege.“

„Na bitte!“, sagte die Weier triumphierend.

„Ein Klassetyp“, meinte der Alternative.

Die Weier war aufgestanden und baute sich vor mir auf.

„Unter diesen Umständen möchte ich Sie bitten, das Studio zu verlassen“, sagte sie mit eisiger Stimme und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Also hören Sie, ich hab damit gar nichts zu tun.“

„Gehen Sie jetzt bitte!“

Auch Kampmeier trat auf mich zu: „Bitte. Ja?“

Dann setzte die Band ein. Ich gab mich geschlagen, stand auf und ging. Erst in dem Moment, als ich aus dem Haus trat, merkte ich, dass ich stocksauer war. Kreissberg, dieser Scheißkerl, hatte alles vermasselt. Es wäre die erste Gelegenheit gewesen, im Fernsehen für mein Buch zu werben. Außerdem hatte ich darauf gehofft, nach der Sendung die Knie der Fachfrau vom Technischen Hilfswerk näher kennenlernen zu dürfen.

Natürlich wurde das Ganze am nächsten Tag in der Boulevardpresse breitgetreten. Kreissberg und ich wurden namentlich erwähnt. Auch war von einer Pistole die Rede, die ein Zuschauer angeblich zwischen den umgestürzten Stuhlreihen gefunden hatte.

Die nächsten paar Tage blieb Kreissberg unauffindbar. Ich musste die Routinearbeit in unserem Büro allein bewältigen. Aber auch sonst zeigte sich das Leben nicht gerade von seiner rosigen Seite.

Hanna war stocksauer. Sie hatte mir eine bühnenreife Szene gemacht und mich aus ihrer Wohnung geworfen. Die Auseinandersetzung kam nur zustande, weil ich noch immer von einer Geschichte profitierte, an der sie selbst beteiligt war. Die Kollegen aus den Medien wussten das. Da Hanna Marenka nun mal ein gefragter Bühnen-, Film- und Fernsehstar war, wurde sie in der Folge des Abenteuers, das uns vor etwas mehr als einem Jahr zusammengebracht hatte, fast ununterbrochen von der Schmierenjournaille belästigt. Und nichts hasste sie mehr, als von irgendwelchen geistig Minderbemittelten nach ihrem Privatleben ausgefragt zu werden. Hinzu kam, dass uns ein Spionagefall zusammengebracht hatte. Ihr Vater hatte einige Geheimdienstorganisationen aus Ost und West gegeneinander ausgespielt und bei dieser gut eingefädelten Intrige fleißig abgesehen und wir durften ebenfalls davon profitieren. Ohne den damals erwirtschafteten sechsstelligen Betrag hätte ich meinen Job bei einer drittklassigen Presse-Agentur nicht aufgeben können. Kreissberg konnte ich auch nur überreden, bei *Interpublic / Globalnews* aufzuhören, nachdem ich ihm glaubhaft versichert hatte, für seinen Unterhalt in den nächsten zwölf Monaten aufzukommen. Die zwölf Monate waren nun herum, und er lag mir immer noch auf der Tasche. Das Geld wurde allmählich knapp, und der erhoffte Kreativitätsschub hatte sich bei Kreissberg nicht eingestellt. Es sah eher nach dem Gegenteil aus:

Er steckte in einer tiefen Krise. Und das anscheinend in jeder Beziehung.

Ein paar Tage nach dem misslungenen Fernsehauftritt saß ich morgens allein in meiner Zwei-Zimmer-Wohnung in St. Georg und ärgerte mich, dass draußen die Sonne schien. Der Sommer war gerade in seine wirklich heiße Phase getreten, und ich sehnte mich seit zwei Tagen nach Regen. Aber manchmal lässt der sogar in Hamburg viel zu lange auf sich warten.

Wegen anhaltender Verstimmtheit hatte ich mir heute freigegeben und von zu Hause aus immer wieder versucht, Kreissberg telefonisch zu erreichen. Allmählich machte ich mir doch Sorgen. Nicht weil ich befürchtete, ihm könne etwas zugestoßen sein – man müsste ihn mit einem Panzer überrollen, um ihn ernsthaft in Gefahr zu bringen. Aber mir drehte sich der Magen um, wenn ich mir ausmalte, dass er aus lauter Frust vielleicht wieder in die Fänge von *Globalnews* geraten könnte. Das wäre für uns beide eine Niederlage gewesen. Als es an der Tür klingelte, hoffte ich, dass er es sein würde, und holte zur Begrüßung schon mal zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank.

Aber dann stand Hanna vor mir in all ihrer Pracht.

Sie trug ein schlichtes schwarzes Baumwollkleid mit einem tiefen Ausschnitt. Ihr schulterlanges kastanienbraunes Haar wurde von einem silbernen Haarreif zusammengehalten, und sie trug diese leichten chinesischen Leinenschuhe, die ihr so gut standen. Keine Handtasche, keine Einkaufstüte, keine Jacke und für einen Augenblick glaubte ich, sie sei einfach nur so vorbeigekommen, um mit mir ins Bett zu gehen. Dann küsste sie mich flüchtig auf die Wange, und ich ahnte, was die Stunde geschlagen hatte.

„Na?“, sagte sie.

„Wie schön, dass du vorbeikommst.“

Sie stolzierte an mir vorbei in die Küche, setzte sich auf einen Stuhl und schlug die Beine übereinander.

„Du hast Kreissberg erwartet, stimmt’s?“ Sie deutete auf die beiden Bierflaschen.

„Der treibt sich doch seit Tagen sonst wo herum.“

„Du hast ihn erwartet, gib’s ruhig zu. Ich hab’s dir angesehen.“

„Ich freue mich, dass du –“

„Lüg nicht, das kannst du doch gar nicht.“

„Hanna, was soll das?“

„Du machst dir nur Sorgen um diesen ekelhaften Kerl. Aber mich hast du seit ein paar Tagen nicht mehr angerufen.“

„Du hast mich doch rausgeschmissen.“

„Ist das vielleicht ein Grund, sich nicht mehr zu melden?“

„Das finde ich schon. Du hast mir beinahe eine Ohrfeige gegeben.“

„Na und? Hättest du sie etwa nicht verdient?“